

Nr. 44. Bromberg, den 28. Mai 1924.

Altes Himmelfahrtslied.

Von Kö z o h l 1545.

Christ fuhr gen Himmel. Was sandt er uns hernieder? Er send't uns den heiligen Geist, zum Trost der armen Christenheit. Kyrieleis.

Christ fuhr mit Schalle von seinen Jüngern allen, macht ein Kreuz mit seiner Hand und tät den Segen über alle Land. Kyrieleis.

Alleluja! Des sollen wir alle froh sein. Christ will unser Trost sein. Kyrieleis.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(21. Fortsetzung.)

Oberleutnant Takao blätterte um.

„Sie sehen, meine Herren," sagte der Vorsitzende, „aus der kurzen, inhaltreichen, knappen Art der Berichterstattung, welch wertvolle Kraft für unser auswärtiges Amt diese Frau war. Ihre Angaben waren stets verläßlich. Dank der letzten, eben verlesenen Mitteilungen waren wir im letzten Jahr in der Lage, nicht nur die wirklichen Absichten der englischen Regierung in allen Details rechtzeitig zu erfahren und unser Verhalten danach einzurichten, es hat auch die letzterwähnte Andeutung uns zu Nachforschungen veranlaßt, die reiche Früchte für uns trugen. Und nun, Herr Oberleutnant, wollen Sie den letzten Bericht vorlesen."

„An das Kaiserlich Japanische Marineministerium, zu Händen seiner Exzellenz des Herrn Admirals Baron Kato."

Der Vorlesende hielt inne und blickte den Vorsitzenden fragend an. Dieser nickte.

„Lesen Sie nur ruhig weiter. In Angelegenheiten der Landesverteidigung gibt es keine persönlichen Geheimnisse. Wenn ich, an den das Schreiben persönlich gerichtet war, es zu den Akten gab, so ist es Eigentum des Amtes geworden und muß dem Gericht zugänglich sein. Denn es handelt von dem Angeklagten, über den wir hier verhandeln, den deutschen Arzt Dr. Fritz Wieser."

„Eure Exzellenz! Ich habe mich nach schweren Seelenkämpfen zu diesem Brief an Sie entschlossen. Ich schulde Ihnen als tapferem und bewährten Soldaten, als ehrlichem Freund und wohlwollendem Gönner eine so tiefe, unauslöschliche Dankbarkeit, daß ich Sie über die Beweggründe des Schrittes nicht im Dunkeln lassen darf, der für mich unabweisbar geworden ist.

Ich löse mit diesem Brief mein Dienstverhältnis zu Ihrem Staate.

Zur Aufklärung folgendes: Als ich in Warschau die Ehre hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, hielten Sie mich für frei, für fähig und in der Lage, mein Geschick selbst in die Hand zu nehmen und darüber nach meinem Ermessen zu bestimmen. Das ist aber nicht der Fall. Ich stehe unter dem Einflusse und dem Befehl eines indischen Weisen, eines Yoghi. Ihnen, der Sie selbst Buddhist sind, ist bekannt, was das bedeutet. Man hängt an einer Kette; mag diese Kette auch noch so lang sein, man ist gebunden.

Dieser Inder griff in mein Leben ein, einige Wochen, bevor ich Sie kennen lernte. Er rettete mir das Leben auf wunderbare, unerklärliche Weise und gab mir den Befehl, fürs erste dem Zuge meines Herzens zu folgen bis . . . . Mein Herz trieb mich, mein von den Russen schwer bedrohtes Vaterland zu retten, und so fand ich den Weg zu Ihnen, Exzellenz.

Der Befehl des Yoghi wies mich an, die bis dahin verfolgte Lebensbahn zu verlassen, sobald ich seinem Abgesandten begegnen werde. Er gab mir die Zeichen an, an denen ich ihn erkennen werde. Alle diese Zeichen weisen mit untrüglicher Sicherheit auf den deutschen Arzt Dr. Wieser."

„Oho!" rief Dr. Yoghushtwa.

„Ich bitte, Herr Chefarzt", rügte der Vorsitzende, „den Sprecher nicht zu unterbrechen. Sie werden noch Gelegenheit haben, Ihre Ansicht vorzutragen. Wollen Herr Oberleutnant fortfahren."

„Dr. Wieser hat," las Oberleutnant Takao weiter, „wie es mir der Meister voraussagte, jede Verbindung mit ihm in Abrede gestellt, obwohl er nicht leugnete, ihn zu kennen. Selbstverständlich sind mir die Absichten sowohl des Inders als die des Dr. Wieser dunkel und unverständlich. Beide verfügen, wie ich mich überzeugen konnte — beim deutschen Arzt durch eine ans Wunderbare mahnende Heilung eines Geisteskranken, bei dem die Kunst der ersten Nervenärzte Englands und Frankreichs sich vergeblich erschöpft — beide verfügen über Kräfte und Machtmittel, die sie weit über das gewöhnliche Menschenschicksal herausheben. Glauben Sie mir, Exzellenz, es ist nutzlos, diesen Männern und ihrem Wirken oder ihren Absichten entgegenzutreten. Sie wissen alles, durchschauen alles und machen mit uns, was sie wollen.

Mich zwingt jetzt ihr Wille, der stärker ist, als der meine, die Bahn zu verlassen, die ich bis jetzt verfolge. Ich tauche unter in das unbekannte Dunkel des Privatlebens des Mittelstandes und verschwinde aus der Welt, in der ich bisher lebte. Wenn Sie mir eine letzte Bitte erfüllen wollen, so forschen Sie nicht nach dem Verbleib und den weiteren Schicksalen Ihrer Ihnen in unwandelbarer Dankbarkeit ergebenen Sofia Kraszewska."

Der Vorlesende hob den Kopf und gab dem Admiral die Akten zurück.

„Wir haben selbstverständlich," sagte der Vorsitzende, „die letzte Bitte unserer gewesenen Agentin nicht berücksichtigt und eifrig nach ihr geforscht. Sie weiß zu viel. Aber ihre Spur ging in Singapore verloren."

„Und das Landgut in der Schweiz?" frug der Oberstleutnant.

„Das hatte sie vor ihrer Abreise von Europa verkauft und das Geld an sich genommen. Sie ist verschwunden, ihre Spur verweht, nur der Zufall kann uns wieder auf sie führen. Die Frage ist, ob wir der Warnung der Gräfin Kraszewska bezüglich der übermenschlichen Eigenschaften des Herrn Dr. Wieser Beachtung schenken sollen oder nicht. Herr Major Segawa?"

„Exzellenz," sagte dieser, „ich komme eben, wie Sie wissen, aus dem indischen Aufstandsgebiet. Ich habe von Fakiren in der Tat die erstaunlichsten Dinge gesehen, die ich mir nicht erklären kann. Da hatte ein englisches Streifkommando einen solchen Mann gefangen, und man wollte ihn erschießen. Es ging aber nicht."

„Wieso ging es nicht?"

„Man führte ihn zur Richtstätte und stellte den Kordon auf." Als nun die Mannschaft antrat, war der Verurteilte nicht da. Er war plötzlich verschwunden.

Nun fehlen uns im Leben des Angeklagten vier bis fünf Jahre. Wo war er während des Krieges? Das konnten wir nicht eruieren. Die Möglichkeit ist nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß er die Zeit in Indien zubrachte und dort von den Fakiren einiges lernte."

Dr. Yoghushiwa schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht der Ansicht, daß diese Fakire oder Yoghis übernatürliche Kräfte besitzen. Ich halte das für Gaukelei und Hypnosekunststücke.

Was den Bericht dieser Polin anlangt, so lese ich ihn mit den kritischen Blicke des Arztes. Es handelt sich nach meiner Ansicht um eine hysterische, sexuell überreizte Frau. Es ist mir klar, daß der Angeklagte auf die erotische Phantasie der Dame mächtig einwirkte, ohne ihrer Sinnlichkeit entgegen zu kommen. Da sie, wie Exzellenz selbst zugeben, ein faszinierendes, auf weiße Männer stark wirkendes Weib ist, sucht sie die Erklärung des Verhaltens des Dr. Wieser nicht in seiner uns bekannten, durch den Beruf des Arztes vertiefsten Kälte, sondern ihre Phantasie geht den bereits gebahnten Weg des Wunderbaren und macht aus einem deutschen Philister, einem verheirateten Arzt einen indischen Büßer, der jedem Lebensgenuß abgeschworen hat.

Zugegeben schließlich, er sei ein solcher. Aus der Erzählung des Herrn Majors, sowie aus den Geschichten, die uns berichtet werden, geht hervor, daß die Yoghis die Fähigkeit haben, sich in kritischen Augenblicken unsichtbar zu machen. Da war es doch ein sträflicher Leichtsinn meines Kollegen, daß er von dieser Fähigkeit keinen Gebrauch machte, sondern vorgestern einen Brand und eine Explosion herbeiführte, um die Mannschaft von der Bucht fortzulocken, und schließlich das kleine Motorboot stahl. Ebensowenig stimmt es mit den uns bekannt gewordenen Eigenschaften dieser modernen Zauberer überein, sich erwischen zu lassen, wenn sie mal entschlüpft sind."

Der Vorsitzende frug den Oberstleutnant, ob auf ihn das Gebaren des Angeklagten je einen übernatürlichen Eindruck gemacht habe.

Der Oberstleutnant verneinte. Ihm sei nichts dergleichen bekannt. Auch habe ihm Herr Hauptmann Hito, dessen Spezialdienst die Überwachung des Angeklagten gewesen sei, nie dergleichen gemeldet. Auf ihn habe der deutsche Arzt stets den Eindruck eines Normalmenschen, nebenbei aber den eines vollkommenen Ehrenmannes gemacht, dem man blind vertrauen könne, und er verstehe auch jetzt noch nicht, warum er in dieser Art die Flucht ergriffen. Er hätte das nie für möglich gehalten."

„Ja, sehen Sie, Herr Oberstleutnant," sagte die Exzellenz belehrend, „wir Träger einer uralten Kultur können uns in das primitive Seelenleben dieser technisch allerdings hochstehenden Wilden unmöglich hinein versetzen. Gewiß konnte der Angeklagte nach den in Europa herrschenden Moralbegriffen nicht anders. Wollen Sie nun die Anklage formulieren, Herr Oberstleutnant?"

Der Kommandant erklärte kurz, daß Dr. Wieser durch seine Flucht nach Amerika die Absicht bekundet habe, japanische Militärgeheimnisse einer fremden Macht zu verraten. Er verlangte die Aberkennung des Samuraigrades und die Todesstrafe. Auf Vollziehung der letzteren vor seinen Soldaten müsse er schon im Hinblick auf die militärische Disziplin bestehen, so sympathisch ihm der deutsche Arzt als tüchtiger Fachmann und unbestreitbarer Ehrenmann auch gewesen sei.

„Wir wollen das Zeugenverhör beginnen," meinte der Vorsitzende. „Schon um den Fall in allen Einzelheiten überblicken zu können, bevor der Angeklagte zu Wort kommt. Nach der Kriegsgerichtsordnung sollte die erste Information des Gerichtes in Abwesenheit des Angeklagten vor sich gehen. Da er aber kein Wort von der Sache versteht, ist er im Geiste ja abwesend. Denn ich fürchte für seine Sicherheit bei der fanatischen Vaterlandsliebe unserer Soldaten, wenn ich ihn jetzt abführen lasse, und er soll gerichtet, nicht aber abgeschlachtet werden."

Wieser tat einen tiefen Atemzug. Das war eine schöne Lage, in der er sich befand! Wie sehr hatte der Geheimrat recht, als er ihn gewarnt: „Sie werden noch an mich denken, Dr. Wieser."

Dr. Yoghushiwa schilderte die gemeinsame Arbeit. Er war objektiv. Er gab zu, daß ohne die glücklichen Einfälle des Deutschen es kaum zur Entdeckung und Bändigung des Krankheitserregers gekommen wäre. „Wir hätten die Klippe wieder in Besitz genommen, nach zwei, drei Jahren hätte sich der Zufall wiederholt, daß irgend ein eingeschleppter Vierfüßer, ein Hund, eine Ratte, sich an der Krankheit infizierte. Dann wäre die ganze Besatzung vom Feuer der Seuche in kurzer Zeit verzehrt worden. Schließlich hätten wir auf den strategisch wertvollen Besitz der Klippe verzichten müssen."

„Wann, Herr Doktor, begannen Sie Verdacht zu schöpfen gegen den Angeklagten?"

„Ich weiß nicht, Exzellenz. Es war kein Verdacht. Wenigstens kam mir ein solcher nicht bestimmt zum Bewußtsein. Es war mehr eine Art unbestimmten Mißtrauens gegen das artfremde Wesen des Weißen, ohne daß mir ein Wort oder eine Handlung desselben aufgefallen wäre. Ich stutzte, als mir Herr Hauptmann Hito mitteilte, daß Dr. Wieser stundenlang japanische Zeitungen studiere. Doch das klärte sich auf. Er kopierte aus Langeweile unsere Zeichnungen. Anfangs langsam und ungeschickt, dann stets rascher und richtiger. Meine Bedenken gegen ihn schliefen allmählich ein, bis seine ganz unvermutete Flucht sie wieder erweckte."

„Warum ist er Ihrer Ansicht nach geflohen?"

„Ich halte ihn für sehr scharfsinnig. Er erriet, was man aus dieser Krankheit für eine wuchtige, sicher tödliche Waffe schmieden konnte. Er hat mich ja durch seine Bemerkungen auf den Gedanken erst gebracht. Er floh, und nahm die Phiole Krankheitserreger, die wir bei ihm gefunden, zu sich, um seine Rasse vor dem drohenden Verderben zu schützen."

„Sie mögen recht haben," meinte der Vorsitzende. „Wie war die Episode mit der Kaltblüterimpfung, Herr Doktor?"

„Das ist der einzige Vorwurf," erklärte Dr. Yoghushiwa, „den ich ihm machen kann, eine Illoyalität, die ich ihm nie verzeihen werde. Ich wollte das erste menschliche Wesen sein, das sich bewußt mit den Kaltblütermikroben infizierte, der erste, der freiwillig diese Gefahr auf sich nahm. Wir stritten miteinander; er wollte für sich dasselbe. Bis ich das als Recht des eingeborenen Sohnes Nippons für mich in Anspruch nahm. Da gab er nach. Heimlich aber vertauschte er die beiden Spritzen mit den lebenden und toten Mikroben und nahm mir so die Möglichkeit, für mein Land in Todesgefahr zu gehen."

Nun konnte Wieser nicht mehr an sich halten. Wozu spielte er denn noch Komödie? Sein Schicksal war besiegelt; wenn er diesen Saal verließ, ging es in den Tod. Da sollte dieser feige gelbe Heuchler nicht länger vor seinen Landsleuten in der Heldenmaske herumstolzieren.

„Das ist eine feige Lüge, Dr. Yoghushiwa!" rief er in gutem japanisch.

Maßlos erregt sprang der Vorsitzende auf. „Wie? Sie sprechen unsere Sprache?"

„Ja, Exzellenz."

„Wo haben Sie das gelernt?"

„In Kaghushima. Ich war dort vier Jahre lang; während des Krieges. Ich gebe zu, es war eine schwere und mühevolle Sache. Aber ich fand dort niemanden, mit dem ich in einer mir bekannten europäischen Sprache hätte reden können. Ich lernte systematisch nach dem Buche und weiter durch unausgesetztes Sprechen. Erst nach drei Jahren war ich so weit, mich notdürftig verständlich zu machen. Lesen kann ich die chinesischen Schriftzüge, deren Sie sich bedienen, zur Not; schreiben gar nicht. Nach vier Jahren beherrschte ich die Sprache wie etwa ein 12jähriger Schüler. In die Feinheiten bin ich noch lange nicht eingedrungen. Dazu gehört ein Studium von vielen Jahren."

Der Offizier nickte und erkundigte sich nach den Einzelheiten von Wiesers Aufenthalt in Kaghushima. Der Arzt gab ihm ausführlich Auskunft. Dann enthüllte er die Felonie seines Kollegen in der Frage der Infizierung und fand die Genugtuung, daß der Vorsitzende das Vorgehen des japanischen Arztes in sehr kräftigen Worten brandmarkte.

„Und nun, Herr Doktor," frug der Admiral schließlich, „wenn Sie unsere Sprache kennen, haben Sie ja auch die Anklage des Herrn Oberstleutnants Hayasi verstanden. Wie wollen Sie Ihr Vorgehen, Ihre Flucht rechtfertigen?"

„Gar nicht."

„Was heißt das?"

„Ich hörte, wie Dr. Yoghushiwa den Plan entwickelte, die ganze Menschheit mit Hilfe der von mir gefundenen und gebändigten Krankheit zu vertilgen. Da war es doch ganz einfach meine Pflicht als Mensch, einzugreifen und das Unheil abzuwenden."

„Demnach bekennen Sie sich des Hochverrates am Kaiserreich Nippon schuldig?"

„Hochverrat an Nippon? Spielen wir doch nicht so mit Worten und Begriffen, meine Herren! Das, was Sie jetzt tun, ist eine Verhöhnung jedes Rechtes, jeder Billigkeit. Sie mißbrauchen die Macht, die Ihnen 200 Flintenläufe über einen einzelnen Wehrlosen geben, um eine Gerichtskomödie aufzuführen.

Recht?

Sagen Sie ehrlich, wie es vor zwei Tagen der Oberstleutnant Hayasi hier im Saale sagte: Der Deutsche ist uns im Wege, der Deutsche ist für uns eine Gefahr. Daher werden wir den Deutschen töten. Denn wir haben die Macht dazu. Dann werde ich offenen Auges in den Tod gehen,

mit dem Bewußtsein, dieses Schicksal verdient zu haben, da ich ja die Denkungsart Ihres Volkes genau kannte, als ich mich entschloß, nach Ostasien zu gehen; da ich obendrein gewarnt wurde. Ja, töten Sie den Feind, der Ihnen gefährlich werden könnte! Dann haben Sie als ehrliche Männer gehandelt. So nehme ich den Tod auf mich! Zu Gericht über mich zu sitzen, haben Sie kein Recht; es fehlen Ihnen die ersten Erfordernisse des Richteramtes, die Unbefangenheit und der Mangel jedes persönlichen Interesses in der Sache."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sinn der Himmelfahrt.

Von Franz Lüdtke.

„Mußte nicht Christus solches leiden — und eingehen zu seiner Herrlichkeit?"

Leiden — und Herrlichkeit! Zwei Begriffe, scheinbar weltenfern voneinander; Gegensätze, unvereinbar! Ja, der Herrlichkeit mag unsere Sehnsucht gelten, denn Herrlichkeit ist Glanz und ist Tag und ist Freude und Stolz; Leiden aber ist der graue Abend und die dunkle, nicht endende Nacht um Leib und Seele: wer wollte nicht fliehen vor Leiden und Leid?

Das Evangelium von der Himmelfahrt gibt uns die Antwort in einem einzigen Wörtlein: „Mußte nicht Christus solches leiden — —?"

Ja, er mußte. Denn ohne Leid ist keine Herrlichkeit, wie ohne Tod kein Leben und ohne Niederbruch keine Auferstehung. Diese unvereinbaren Gegensätze sind gegensätzlich nur in unserem Empfinden; organisch aber und biologisch gehören sie zusammen wie Anfang und Ende, wie Ursache und Wirkung. Ohne Leiden keine Himmelfahrt; Jesus mußte solches leiden!

Leidensscheu ist nur, wer den Sinn des Leidens nicht begreift. Wer aber weiß, daß wahrer Adel nur auf den tief gepflügten Furchen des Leides wächst, der wird sich beugen, wenn die Stürme und dunklen Stunden kommen, und er wird danken. Denn wohl spürt er wie der Baum den zupackenden Lebenswind, doch er fühlt auch die eigene Kraft, die erst in Stürmen gedeiht und dann Geäst und Krone in seliger Freiheit zum sonnigen Himmel reckt.

Der leidgeprüfte Mensch, der die Prüfung bestand, kann nur dankbar zurückschauen auf den Weg, den er geführt ward. Denn die Prüfung war eine Läuterung, sein Inneres ist reicher und reiner geworden. Er versteht Menschen und Leben besser als zuvor, er lernt den Blick vom Äußeren, Vergänglichen auf das Wesentliche, Ewige richten, und um seinen künftigen Pfad blüht eine Blume, die er bisher nicht recht beachtet hatte: die Liebe. Ihn segnete das Leid, und siehe, ihm mündet es in die Herrlichkeit.

Wer hart wird durch das Leiden, wer zerbricht und untergeht, der hat die Prüfung nicht bestanden; an dem war das Leid umsonst — wie die Herrlichkeit. Denn nicht ererbte Herrlichkeit verdient diesen Namen, nur erworbene, erkämpfte! Das Leben geht, ob wir uns sträuben oder nicht, nun einmal diesen Gang: erst beuge dich, gehorche, diene — das Leid lehrt es dich — und dann sei Herr! Unerbittlich ist das Leben; als Gott, die Fülle des Lebens also, in Jesus Mensch ward, mußte auch er den Gesetzen, die er doch selbst gegeben, gehorsam sein: darum war sein Leiden das bitterste — darum war aber auch seine Himmelfahrt das Siegel wahrhaften Herrentums, wahrhaften Gottestums.

Und wir Deutschen? Und du, und ich?

Ja, wir stehen im Leiden. Ist's eine Prüfung für uns, eine Läuterung, ein Weg in die Liebe? Wir wollen das Leid nicht einfach fortstoßen, weil's so unbequem ist; wir wollen uns auch nicht einreden, daß durch irgendeine äußere Einstellung, sei sie welt- oder gar parteipolitischer Art, das Leid in seiner Ursache beseitigt werden kann. Wir wollen es nicht lassen — ehe es uns nicht segnet; ja, wir wollen bewußt und in voller Klarheit, uns beugend und zugleich uns emporkämpfend, das Leid tragen!

„Christus mußte solches leiden und eingehen zu seiner Herrlichkeit." Wenn einst der Tag erscheint, an dem der erste wie der letzte unter uns begreift, warum wir solches leiden müssen, dann wird der Sinn der Himmelfahrt offenbar werden: nach Leid und Tod, durch Auferstehung und Verklärung, in die Herrlichkeit!

Vogellegende.

Von Anna Rodenacker-Danzig.

Gott hatte die Welt erschaffen und alle Geschöpfe freuten sich ihres Daseins, denn jedes von ihnen war seinem Wesen entsprechend ausgestattet worden. Die Fische spielten mit glänzenden Flossen im Wasser. Die Vierfüßler liefen und sprangen durch Wald und Heide. Die Vögel tummelten sich in der Luft und erfüllten sie mit ihren Rufen und Liedern. Nur zwei von ihnen saßen nebeneinander auf einem Ast und ließen die Köpfchen hängen, hatte doch der Schöpfer vergessen, sie ein Lied oder auch nur einen einfachen Ruf zu lehren. Sie waren beide stumm und konnten nicht in den Chor ihrer Brüder einstimmen. Schon lachten Taube und Fink über die beiden Schweigsamen, die Elster erzählte überall, sie seien zu hochmütig, um mitzutun, und der freche Spatz flatterte mit Geschrei heran, um nach ihnen zu hacken. Da flog der größere der beiden Stummen in ein dunkles Gebüsch, wo die anderen ihn nicht sehen konnten. Der kleinere aber verkroch sich ängstlich zwischen den Halmen des Grases.

Tausende von Jahren waren vergangen. Der Mensch, der sich die Krone der Schöpfung dünkte, war gefallen, und Gott stieg selber zur Erde hinab, ihn von der Sünde zu erlösen. Im Garten von Gethsemane sah eines Nachts ein stummes Vöglein aus dunklem Gebüsch, wie ein Mann auf sein Antlitz fiel und flehte, doch sein Flehen wurde nicht erhört. Da zitterte dem Vöglein das Herz in der Brust. Es sah den Mann bei seinen Freunden Trost suchen. Die aber schliefen. Da wollte dem Vöglein das Herz zerspringen. Und es sah den Mann das Haupt senken in der Qual des Verlassenseins. Da ertönte aus dem Gebüsch ein Schluchzen und Klagen, ein liebkosendes, tröstendes Lied so süß, wie es noch nie gehört worden war. Christus erhob das Angesicht, erspähte das Vöglein im Gebüsch und segnete mit seinem Blick die Nachtigall, der das Mitleid die Zunge gelöst hatte, daß ihr Gesang auf immer ein Trost aller Traurigen und Einsamen sei. Dann ging er weiter seinen Leidensweg nach Golgatha.

Tagaus, tagein flatterte das andere stumme Vöglein ängstlich in den Ackerfurchen umher und wagte nur selten, sich über die Halme des Korns zu erheben. Einmal aber fiel ein Lichtstrahl in sein dunkles Dasein, der war heller denn der Strahl der Sonne. Von dem seltsamen Schein angezogen, flog das Vöglein empor. Da sah es Christus in der Glorie zum Himmel fahren. Das Vöglein erkannte seinen Schöpfer und wurde von heißer Sehnsucht erfüllt. In steilem Fluge folgte es ihm höher und höher hinauf. Schon öffnete sich die Pforte des Himmels und die Hymnen der Engel grüßten den Überwinder irdischer Unzulänglichkeit. Als das Vöglein den Chor der Seligen vernahm, bemächtigte sich seiner eine unbeschreibliche Freude. Der kleine Schnabel sprang ihm auf und es stimmte in die Jubellieder ein. Noch einmal grüßte Christus die erlöste Welt und grüßte vor allem das kleine Geschöpf, das ihm zur Höhe gefolgt war. Seitdem steigt die Lerche täglich unzählige Male zum Himmel empor und jubelt über Gottes Herrlichkeit.

Merkwürdige Testamente.

Vor einigen Tagen starb ein reicher Engländer, der ein sehr komischer Kauz gewesen ist. Er hinterließ seiner ganzen Familie nur eine Briefmarke im Werte von 1 Schilling. Seiner hübschen und jugendlichen Nichte jedoch den Rest seines beträchtlichen Millionenvermögens. Die junge Dame wurde aber durch den letzten Willen ihres Onkel dazu verpflichtet, niemals in mündliche oder schriftliche Verbindung mit einem bestimmten jungen Mann zu treten, dessen Name ausdrücklich angegeben wurde. Die Millionenerbin hatte also zwischen Liebe und Millionenscheckbuch zu wählen. Leider wird nicht berichtet, wie sie sich entschieden hat.

Dieses kuriose Testament steht nicht vereinzelt da. Wenn man in den Blättern der menschlichen Narrheiten nachliest, kann man noch sehr seltsame Dinge entdecken, die in den letzten Verfügungen von allerhand Sonderlingen, niedergelegt worden sind.

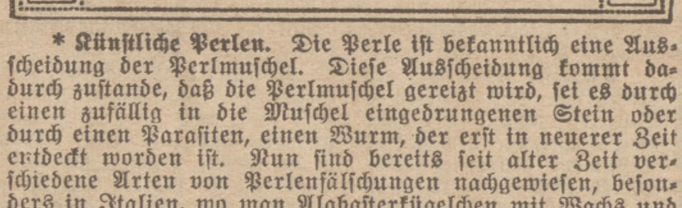
Kürzlich starb ein anderer begüterter Engländer. Er hinterließ sein hübsches Vermögen den acht jüngeren und älteren Damen, die ihm nach und nach auf seine acht Heiratsanträge einen Korb gegeben hatten. In seinem Testament führte er aus, daß er diesen Damen zu tiefer Dankbarkeit verpflichtet wäre. Denn sie hätten ihm Ruhe und Frieden für sein Dasein verschafft. Hätte eine um Gotteswillen seinen Heiratsantrag angenommen, so würde er, der jetzige Erblasser, wahrscheinlich um sein häusliches Glück für alle Ewigkeit gekommen sein. Er betrachte es als seine Pflicht, die acht freundlichen Hüterinnen seines Lebensfriedens für alle Zeit ihres Lebens zu versorgen.

Nicht minder kurios hat Fräulein Hetty Bloomer ihr Testament abgefaßt, die in Putney im ehrwürdigen Alter von 78 Jahren zum Jenseits abberufen wurde. Die Dame verfügte über ihr Vermögen wie folgt:

„Ich bin nicht aus freiem Willen unverehelicht geblieben. Ich bin dreimal verlobt gewesen, aber dreimal

haben mich meine Verlobten betrogen und sitzen lassen. Darum ordne ich an, daß die Zinsen meines hinterlassenen Vermögens jedes Jahr an meinem Geburtstage unter fünf Frauen verteilt werden, die auch von ungetreuen Männern sitzengelassen worden sind." Die alte Dame fügt noch hinzu: „Sollten sich wider Erwarten nicht jedes Jahr fünf Kandidatinnen finden, was mich bei der allgemeinen Schlechtigkeit der Männer wundernehmen sollte, so möge man die Zinsen zum Kapital schlagen." Über ein anderes, sehr lustiges Testament, das in England gemacht wurde, berichtet Horace Waltone ausführlich: Ein reicher Rentier stirbt. Er vermacht einer Dame der Aristokratie, die er gar nicht persönlich kannte, ein beträchtliches Vermögen. Woher diese Freigebigkeit? Der Testator äußert sich: „Ich bitte Fräulein B. inständigst und auf den Knien, mein gesamtes Vermögen anzunehmen. Leider ist es viel zu geringfügig, um die unaussprechliche Freude wiederzugeben, die mir zehn Jahre die Betrachtung ihrer anbetungswürdigen Nase bereitet hat." Der Notar begab sich nach Eröffnung des Testaments zu Fräulein B. Die Erbin, die gar nichts von ihrem Glück ahnte und auch niemals verwandt, verschwägert oder bekannt mit dem Erblasser gewesen war, verwunderte sich höchlichst. Sie fürchtete, daß ein Irrtum vorliege, oder daß man sie zum Besten haben wollte, und fragte, ob das Testament vielleicht die Klausel enthielte, daß sie den Erblasser auf ihre Kosten begraben müsse. Der Notar antwortete mit Nein. Darauf ließ sich die unversehens beglückte Erbin in das Sterbezimmer des Toten führen und erkannte in ihm einen Mann, der ihr zehn Jahre lang tagtäglich nachgestiegen war. Der getreue Gefolgsmann hatte es aber nie gewagt, sie anzureden. Er hatte ihr nur tagtäglich Blumen und Verse geschickt, in denen er ihre Nase, ihre herrliche Nase bedichtete. Man öffnete die anderen Papiere des Verstorbenen und fand noch ganze Bündel von Gedichten, immer zum Ruhme der Nase der jungen Dame! Kein Zweifel, Fräulein B. war wirklich die unbestrittene Erbin geworden.

Ein trauriger und schwergeprüfter Mann ist der deutsche Literat Dr. Mayer gewesen, der im Jahre 1840 die Werke Voltaires verdeutscht und dann seinen Geist aufgegeben hatte. Dieser gelehrte Schriftsteller lebte in einer sehr unglücklichen Ehe, und ehe er sich auf sein Sterbebett legen mußte, zeichnete er seinen letzten Willen auf. Es war kein Lobgedicht auf die Dame, die eines Tages als die weinende Witwe des Herrn Dr. Mayer zurückbleiben würde. Denn es hieß in diesem Testamente: „Ich habe das Pech gehabt, mit Frau Elisabeth verheiratet gewesen zu sein, die mich vom ersten Tage unserer Ehe unsäglich gequält hat. Sie hat sich nicht nur tagtäglich über mich lustig gemacht, sondern mir auch das Leben auf jederlei Art erschwert. Ich glaube, der Himmel hat mir meine Elisabeth nur geschickt, damit ich desto schneller des Todes abgehen kann. Ich habe es versucht, meine widerspenstige Gattin mit dem Genie Homers und der Geduld Hiobs und mit der Energie Hannibals zu zähmen, doch ihr Charakter war so wild, daß es mir niemals gelang, meine wilde Gattin zu bändigen. Darum hinterlasse ich ihr nur das Mindeste, zu dem ich verpflichtet bin. Sie soll nichts als einen Groschen aus meinem Vermögen erben." So der deutsche Gelehrte, der durch Deutlichkeit noch übertroffen wird von einem Pariser Fabrikanten, der einige Zeit vor dem Kriege starb und in seinem Testament bestimmte „Meinem ausgezeichneten Freunde X. vermache ich meine Stiefel. Er hat sie während meines ganzen Lebens geleckt. Er soll sie auch weiter nach meinem Tode lecken." Nach Verkündigung dieses letzten Willens tat der kluge Mann seinen letzten Atemzug.



*** Künstliche Perlen.** Die Perle ist bekanntlich eine Ausscheidung der Perlmuschel. Diese Ausscheidung kommt dadurch zustande, daß die Perlmuschel gereizt wird, sei es durch einen zufällig in die Muschel eingedrungenen Stein oder durch einen Parasiten, einen Wurm, der erst in neuerer Zeit entdeckt worden ist. Nun sind bereits seit alter Zeit verschiedene Arten von Perlenfälschungen nachgewiesen, besonders in Italien, wo man Alabasterkügelchen mit Wachs und Perlenessenz tränkte. Heute werden sehr gute Perlen in den Handel gebracht, die auf künstlichem Wege erzeugt werden. Es sind kleine Glaskugeln, die innen mit Wachs und sogenannter Perlenessenz gefüllt sind. Sie haben denselben Schimmer wie echte und sehen gut aus. Die Perlenessenz wird aus dem Weißfisch, dem Cyprinus alburnus hergestellt, den man zu Hunderttausenden züchtet; zur Gewinnung der Perlenessenz werden die Fische getötet und abgeschuppt. Die silberglänzenden Schuppen werden im Wasser ausgeschwemmt. Das Wasser bleibt solange stehen, bis sich der Schiller am Boden abgesetzt hat. Dieser Satz ist es, der den Wachsperlen die natürliche Farbe verleiht. Um 0,5 Kilogramm derartigen Perlenglanzes hervorzubringen, braucht man nicht weniger als 20 000 Weißfische, und das erklärt auch den verhältnismäßig hohen Preis der guten künstlichen Perlen. Nun ist man aber, auch schon im Altertum, dazu übergegangen, auch echte Perlen auf künstlichem Wege zu erzeugen, indem man einfach die Schalen der Flußperlmuschel öffnete und dann ein Sandkorn hineinpraktizierte. Das Tier wurde dadurch gereizt und umhüllte das Sandkorn mit Ausscheidungen. Diese Ausscheidungen sind die Perlen. Derartig künstliche Perlen, die ein Steinchen enthalten, sind verhältnismäßig leicht zu erkennen. In neuester Zeit hat man entdeckt, daß die Pfeilfische einen Parasiten bergen, der auf die Perlmuschel übergeht, und daß dieser Parasit, ein mikroskopisch kleines Tierchen, ebenfalls zur Bildung der Perle Veranlassung gibt. Jetzt soll angeblich versucht werden, die Perlmuschel mit diesem Parasiten zu impfen, doch haben die Impfungen zufriedenstellende Resultate noch nicht ergeben; gelänge es aber wirklich, auf diese Weise Perlen zu erzeugen, so könnte man sie wohl „echte" nennen, denn sie sind von dem Tier auf dieselbe Weise hervorgebracht worden, wie die durch Zufall entstandenen. Das Tier ist nur in eigens zu diesem Zweck infiziert worden, das spielt aber in bezug auf die Echtheit keine Rolle, denn man wäre ja bei der Erzeugung dieser Perlen denselben Weg gegangen, den auch die Natur geht.

*

*** Verschwundene Andenken an Kaiser Wilhelm in Jerusalem.** Nach der Palästinareise des früheren Deutschen Kaisers Wilhelm II. ließ dieser zu Ehren des Sultans Abdul Hamid nächst dem Jaffa-Tore in Jerusalem einen monumentalen Brunnen errichten, der sehr vielen aus Ansichtspostkarten und Reisebüchern bekannt sein dürfte. Kurz nachher ließ Abdul Hamid über dem Jaffa-Tore einen Uhr-Turm erbauen, der im Volksmunde und in den Reisebüchern den Namen „Kaiser Wilhelms-Turm" erhielt, weil an jener Stelle ein Teil der Jerusalemer Stadtmauer zum Einzuge Kaiser Wilhelms niedergerissen wurde. Gleich nach dem Einzuge der Engländer in Jerusalem wurde der von Wilhelm II. gespendete Brunnen entfernt und der unter dem Präsidium des Gouverneurs Stors wirkende Stadtverschönerungsverein „Pro Jerusalem" ließ kürzlich auch den Uhr-Turm abtragen. Von gewisser Seite soll man an höchster Stelle in London wegen der Entfernung von Brunnen und Uhr-Turm Vorstellungen gemacht haben. Der Uhr-Turm Abdul Hamids wird nun auf dem nach dem Eroberer Palästinas General Allenby benannten Platze vor der Hauptpost als „Allenby-Turm" seine Auferstehung feiern, aber auch der Wilhelms-Brunnen wird vor dem Augusta-Viktoria-Hospice auf dem Ölberge, welches Gebäude bis Ende dieses Jahres den Deutschen zurückerstattet werden muß, wieder aufgebaut. (P. P. O.)

*

*** Japanischer Kindersegen.** Als kürzlich der greise Fürst Matsukata, der letzte der wirklichen „alten Staatsmänner", im Sterben zu liegen schien, holte die Presse wieder allerlei Anekdoten hervor, die sich seit langer Zeit an den Namen dieses großen Finanzpolitikers vergangener Jahrzehnte knüpfen. Man weiß, daß er Frauen und Kinder liebte, und erinnert sich an eine Photographie, die ihn vor einer Reihe von Jahren im Kreise seiner Kinder und Kindeskinder zeigte. Es war eine stattliche Gesellschaft, obwohl nur die legitime. Sonst hätte eine Platte wohl nicht genügt. Aber auch so soll's ihm nicht immer leicht gewesen sein, sie alle im Gedächtnis zusammenzubringen. Jedenfalls erzählt man sich's so: Eines Tages, nach Erledigung eines amtlichen Vortrages, fragte ihn der Kaiser Meiji gnädigst: „Matsukata, wieviel Kinder haben Sie eigentlich?" „Majestät", antwortete der stets auf sorgfältigste Erledigung der Amtsgeschäfte Bedachte, „Majestät, ich werde sofort die nötigen Untersuchungen anstellen lassen!"

*

*** Die Schlafkrankheit in England** zieht immer größere Kreise. Nicht weniger als 2473 Fälle sind jetzt in England und Wales seit Beginn des Jahres gemeldet worden. Der jährliche Durchschnitt der letzten vier Jahre hat nur 839 betragen, obgleich im Jahre 1921 1155 Fälle gemeldet werden. In den letzten drei Wochen sind folgende Zahlen bekanntgeworden: Vom 27. April bis 3. Mai: 262, vom 3. bis 10. Mai: 291, vom 10. bis 17. Mai: 286. In London sind in diesem Jahre bisher 281 Fälle nachgewiesen. Die Hauptzentren sind aber Manchester, Sheffield, Birmingham und Bristol. Die Todesfälle betrugen 12 bis 21 Prozent der Erkrankungen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.